
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 223. Bromberg, den 29. September 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Also, wie ick nachher an den Bengel ranjehe, krieje ick doch richtig det Zittern! Is mir ooch noch nich passiert!

Jewiß, der Martin hat 'ne Bombenfigur, aba wat ick da unter de Finger krieje — nee, Frollein: da kann er nicht mit! Da kann kenner mit, uff der janzen Welt nich. — Und dabei weech wie Schlachsahne. Un jeatmet wie 'n kleenet Kind, det jrade uffjewacht is. Dabei war er dreitausend Meter jetrabt — und wie jetrabt!

Na, wie jesacht, ick will keen Been mehr massieren, wenn der sie nicht morjen alle iebern Haufen rennt! Tja, Frollein — det is allet, wat ick zu saren habe."

Mogi holte tief Atem.

Gott sei Dank, das war alles. — Es war also noch nichts verloren!

Dieser Kiwitt hatte einen erstklassigen Läufer kennengelernt und seine Masseurphantasie hatte sich an dessen Körperbau begeistert und zu überschwänglichen Folgerungen hinreißen lassen.

Nein, so schnell ließ sie sich Martins Sieg nicht aus der Hand reißen. Martins Sieg, der auch ihr Sieg war.

Mogi hatte sich noch nie von etwas überzeugen lassen, was sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. Sie zog geringschätzig die Oberlippe hoch.

„Mein lieber Herr Kiwitt, Sie sehen Gespenster. Morgen ist Mehrkampfmeisterschaft! — Der rätselhafte Mann im Grunewald mag ja prachtvoll laufen, aber wer sagt Ihnen denn, daß er Diskuswerfen kann, daß er Kugelstoßen kann, daß er Hoch- und Weitspringen kann? Und wenn er's kann, wer sagt Ihnen, daß er an Martins Resultate auch nur annähernd heranreicht? — Nee, mein Lieber, ich verstehe nicht, wie Sie mit Ihrer vielgerühmten Praxis so reden können!"

Aber Kiwitt, der leicht beleidigte Kiwitt schien viel zu niedergeschlagen zu sein, als daß er sich durch diesen Vorwurf hätte kränken lassen.

Er schüttelte nur traurig seinen dicken Kopf.

„Nee, Frolleinchen, da hilft aller Optimismus nischt! Is ja nett von Ihn'n, det Se so vor Ihren Bruder Partei nehm'n, aba det is ne janz besondere Sache mit den Briedern. Mechte beinah saren — et jeht nicht mit rechte Dinge zu. Aba det is natierlich Quatsch. Mechte eher saren: et liecht an de Massage. Hat mir da janz drollige Dinger jezeicht, wie ick massieren soll, der Dokta. Von nischt hat er die Muskeln nicht so weich jekricht!

Aba an de Massage alleen kann's natierlich auch nich liejen. Wie jesacht: ick steh vor een Rätsel. Det is keen Mensch — det is ne Sportmaschine. Aba ne Maschine — mit'n Kopp! Un der Kopp det is der andre, der Dokta.

Aba wenn Se't nich jlooben, könn Se ja mal mitkomm'n. Vielleicht seh'n Se noch was. Heut nachmittach sollta noch'n bisken leechte Arbeet machen — ja also: 'n richtijen Sportplatz habense da vor ihre Villa — eene Anlare, wie ick se noch nich jesehn habe. Un allet für den eenen Jungen. Mechte wetten, det da noch keen andrer druff rumjetobt is.

Ick mußte ihm ja ooch versprechen, daß ick zu niemand ieber det rede, wat ick jeseh'n habe. Na — da's ja doch keen'n wat nützen kann, wenn er't weeß, hab ick's Ihnen ja nu erzählt.

Aba wissen Se wat, Sie können ja kurz nach mir rinkomm'n und saren, Sie sind meine Tochter und bringen mir de Stullen. Hab ma schon immer sone hibsche Tochter jewünscht. Na — un mit den Kuß, den Se mir mal versprochen hab'n, da wird's ja nun wohl sowieso nischt werd'n."

Der dicke Masseur hatte sich erhoben und lächelte wehmütig.

Mogi sah, daß seine Augen feucht waren und fühlte plötzlich ihr Herz bis in den Hals schlagen. Weiß Gott, dieser melancholische Clown hatte sie schon wieder unsicher gemacht mit seinem Gefasel.

Sie mußte Gewißheit haben. Sonst konnte sie die Nacht nicht atmen.

„Los, Kiwittchen, wir nehmen ein Auto auf meine Kosten. Alles weitere verabreden wir im Wagen."

Sie warf die fertig gemalte Seide vom Schoß, drängte Kiwitt zur Tür hinaus, griff im Vorbeilaufen nach Handtasche und Baskenmütze und setzte Petruschka an der Wohnungstür vorsichtig auf die Kokosmatte.

„Gut aufpassen, Petruschka, daß niemand unsere Schätze wegträgt!

Ich gehe schnell mal, mir Kiwitts blonden Neger angucken." — —

VIII.

Mogi ging die Heerstraße in Richtung Reichskanzlerplatz entlang.

Vor ihr schritt ein junger Monn in einem hellen Gabardineanzug mit einem unbedeckten, sehr blonden Kopf.

Mogi hätte diesen Mann mit einem Revolver zwischen die breiten schrägen Schultern schießen können — wenn sie einen solchen bei sich gehabt hätte. Und wenn sie es überhaupt fertiggebracht hätte, auf irgendein Lebewesen zu schießen.

Aber Mogi war ja nur ein schwaches, kleines Mädchen, sie konnte nicht schießen. Auch nicht, wenn Haß in ihr war und sie schüttelte — wie jetzt.

Diesen Menschen da vorn mit dem wiegenden Seemannsgang haßte sie aus tiefstem Herzen!

Kiwitt hatte recht gehabt.

Es hatte alles geklappt. Leider! Die „Tochter" des Masseurs Kiwitt hatte eine halbe Stunde lang klein und bescheiden innerhalb des Wyngarthenschen Grundstücks gestanden und auf ihren Vater gewartet. Kein Mensch hatte sie beobachtet, obwohl ihre rote Baskenmütze vor der Taxushecke leuchtete wie ein Fliegenpilz im Walde. Aber sie hatte beobachtet.

Diese halbe Stunde hatte genügt, um alle ihre Hoffnungen zu begraben. — Sie zitterte am ganzen Körper und fühlte ihre Beine nicht mehr, auf denen sie stand.

Mogi hatte ihrem Bruder in den letzten Wochen oft genug beim Training zugesehen, um die Grenzen seiner Leistungen beurteilen zu können. Sie erkannte beim ersten Wurf, beim ersten Sprung, den dieser Athlet da vor ihr ausführte, daß Kiwitt nicht übertrieben hatte.

Da konnte Martin nicht mithalten. Es gab wohl wirklich keinen, der das konnte.

Dieser braune Körper, der sich — wohl in Anbetracht des morgigen Wettkampfes — nur leicht und spielerisch betätigte, war aus einem anderen Holz geschnitzt als die Leichtathleten, die Mogi bis jetzt gesehen hatte.

Diese Mühelosigkeit, diese selbstverständliche geschmeidige Eleganz, diese aus dem Schwung geborene Kraft hatte nichts Erdbeschwertes mehr an sich.

Dieser Körper gehörte einem Halbgott! — Mogi haßte den Halbgott, der mit lächelnder Anmut auf einer wunderschönen Wiese ihre und ihres Bruders Zukunft zertrümmerte.

Als der kaum bekleidete übermütige Junge einmal in wildem Lauf an ihr vorbeischoß, schienen seine blausprühenden Augen sekundenlang auf sie gerichtet. Dann war er vorüber, und Mogi senkte erbittert die Lider. Sie wollte nicht mehr sehen.

Sie wollte fort, aber sie besann sich, daß sie noch auf Kiwitt warten mußte. So blieb sie dort stehen, wo sie stand.

Alle Gedanken waren in ihr erstorben. — —

Endlich kam Kiwitt aus dem Hause. Mit schräg hängendem Kopf stolperte er quer über den Rasen auf Mogi zu.

„Es klärt sich uff zum Wolkenbruch!" sagte er nur mit seiner schläfrigen, traurigen Stimme, als Mogi ihm zum Schein das Abendbrot überreichte.

Er schien gar keine Bestätigung von ihr zu erwarten, so sicher erschien ihm das Unwetter, das morgen über die Geschwister Jakobs niedergehen und die junge Saat ihrer Hoffnungen hinwegschwemmen würde. —

Dann hatte Mogi langsam und abwesend die Wyngarthensche Besitzung verlassen.

Sinnlos war sie vor dem kleinen Tor aus bunten glasierten Ziegeln auf- und abgegangen. Als habe sie etwas vergessen und wisse nur nicht was — als könne sie mit ihrer Anwesenheit noch etwas ändern und wisse nur nicht wie — als sei mit ihrem Fortgang erst endgültig die letzte Hoffnung begraben.

Mogi wußte nicht, wie lange sie dort hin- und hergegangen war, als ein großer, schlanker junger Mann in einem hellen Garbardineanzug und ohne Hut das Haus verließ.

Sie erkannte auf den ersten Blick jenen Jüngling, der ihr soeben, ohne es zu wollen, alle Lebensfreude und Spannkraft geraubt hatte.

Mogi wußte auch jetzt, als man bereits den Reichskanzlerplatz erreicht hatte, noch nicht, warum sie ihm gefolgt war, warum sie noch immer hinter ihm herlief.

Sie wußte nur, daß irgend etwas geschehen mußte.

Was das war und wie es zu geschehen hatte, ahnte sie nicht im entferntesten, dachte auch keineswegs darüber nach.

Inzwischen war der Jüngling an einen Zeitungskiosk herangetreten, der von einem Radfahrer aus einem großen Sack mit neuer gedruckter Nahrung gespeist wurde.

Mogi schickte sich an, den Damm zu überqueren, als ihr Kopf, der ihr wie eine welke Blüte auf der Brust hing, durch laute Schreie hochgerissen wurde.

In derselben Sekunde wußte sie, daß die Schreie ihr galten, und es gelang ihr, durch einen schnellen Sprung dem eleganten weinroten Auto auszuweichen, in das sie unweigerlich hineingerannt wäre. Am Steuer saß eine ebenso elegante junge Dame, unter deren ebenso weinrotem Hütchen ein paar Kohlenaugen aus einem vor Schreck kalkigen Gesicht hervorglühten.

Aber Mogi hatte weder Interesse für die Lenkerin noch für den jetzt stehenbleibenden Wagen, der ihr soeben Gelegenheit gegeben hatte, festzustellen, daß sie einstweilen durchaus nicht die Absicht hatte, ihrem jungen Leben ein Ende zu bereiten.

Im Gegenteil — sie dachte nicht im entferntesten daran, die Flinte ins Korn zu werfen —, hatte sie je daran gedacht? — und jetzt, da durch den plötzlichen Schreck alle ihre Sinne geweckt waren, wußte sie auch, was sie zu tun hatte.

Im Augenblick, als sie ihren Plan faßte, war sie auch schon gezwungen, ihn auf Biegen oder Brechen auszuführen. — Aber das war gut so!

Das „Jetzt" oder „Nie" entsprach ihrem Temperament und der Impulsivität ihrer Entschlüsse.

Als der barhäuptige Garbardinejüngling seine Zeitungskäufe erledigt hatte und geradewegs auf sie zukam, nahm sie die verhaßten Aquamarinaugen mutig aufs Korn, streckte die Hand aus und sagte in einem ganz besonders herzlichen Ton:

„Guten Abend, Herr Wyngarthen!"

Eppo schrak auf.

Er war sichtlich verlegen. — Woher kannte er doch dieses Mädel mit der feuerroten Baskenmütze?

Er wußte, daß er sie schon gesehen hatte, aber er konnte sie im Augenblick beim besten Willen nicht unterbringen. (Und der beste Wille war vorhanden, denn so oft passierte es Eppo nicht, daß er aus heiterem Himmel so hübsch und so herzlich begrüßt wurde.) — Während er noch nach der geeigneten Bewegung für seine etwas hilflosen Gliedmaßen und nach Worten suchte, die dieser überraschenden Situation gerecht würden, fragte die junge Dame plötzlich sehr energisch:

„Ja, wollen Sie mir nicht wenigstens die Hand geben, Herr Wyngarthen?

Sie können sich ja nachher überlegen, woher Sie mich kennen!"

Eppo sah hundert rote Baskenmützen.

Das Blut schoß ihm in den Kopf.

Das Mädel hatte recht, er betrug sich wie ein ungezogener Junge. Was mußte sie von ihm denken! Man wurde wahrhaftig zum Trottel in dieser Einsiedelei in der Eilenburgallee!

Er stopfte hastig seinen Packen Zeitungen unter den linken Arm, ergriff ihre unbehandschuhte Rechte und schüttelte sie herzhaft.

„Entschuldigen Sie — — — guten Tag!"

„Na also, Herr Wyngarthen", sagte Mogi versöhnt. „So — und nun begleiten Sie mich noch ein Stück, ich muß Sie sprechen."

Eppo folgte ihr gehorsam und verblüfft.

Plötzlich hängte sie sich bei ihm ein und sprach ganz schlicht:

„Bitte, seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie so in Verlegenheit bringe. — Wir kennen uns nämlich wirklich nicht!" — — —

XIV.

„Sie sollten sich wirklich zu Bett legen, Herr Doktor Robert, Sie sind wieder sehr leichtsinnig", sagte Fräulein Schurig mit jenem vorwurfsvoll ergebenen Ton, den sie als einziges weibliches Wesen in einem sonst männlichen Haushalt sich angeeignet hatte.

Sie wußte aus einer sechsjährigen Praxis, daß ihre stillen Mahnungen wie in hundert ähnlichen Fällen von vornherein dazu verurteilt waren, nicht gehört zu werden.

Daß sie sie trotzdem aussprach, bewies nur, daß sie sich der Pflichten, die ihre Stellung im Hause Wyngarthen ihr auferlegte, voll bewußt war, und die Rolle, die ihr zufiel, aufs gewissenhafteste ausfüllte.

Fräulein Schurig wartete denn auch eine Antwort gar nicht ab und schloß — geräuschlos wie immer — die Tür hinter sich.

Robert saß, mit einer Decke um die Beine, vor einem großen Glas Glühwein, das er, gewürzt mit einigen Aspirintabletten, zu trinken gedachte, sobald Eppo zurückkam. Er mußte diese Nacht noch tüchtig transpirieren, damit er wenigstens das verdammte Fieber los wurde und morgen einen klaren Kopf hatte.

Er durfte nicht schlappmachen! Sein Kopf wurde morgen gebraucht!

Er war mit Eppo zu einer wunderbaren Einheit verwachsen, aus der die Leistungen des Bruders resultierten. — Aber Eppo war in letzter Zeit etwas nervös geworden. Das war an und für sich nicht verwunderlich.

Er befand sich in einem Stadium, in das fast alle großen Sportsleute kurz vor dem entscheidenden Kampf geraten, und dessen Symptome starke Gereiztheit, Unberechenbarkeit der Entschlüsse und ein heftiger Drang nach Ungebundenheit sind.

Dieser Zustand war gerade in Eppos Fall leicht erklärlich.

Hinter ihm lag nach den bunten und abwechslungsreichen Tagen von Kairo und Luksor fast ein halbes Jahr härtesten Trainings bei strengster Enthaltung von allen Genüssen und fast völliger Weltabgeschiedenheit.

Die Taxushecke in der Eilenbergallee war Eppos Horizont geworden. — Das Ziel, das Robert ihm gesetzt hatte, der Inhalt seiner Tage.

Man hatte aber auch in diesen paar Monaten Fortschritte erzielt, die die gewiß hochgespannten Erwartungen der beiden Brüder noch übertrafen.

Zu seiner grenzenlosen Überraschung hatte Eppo bei der Heimkehr in die Berliner Villa statt des Gartens einen prachtvollen Sportplatz mit Laufbahn, Hürden, Aschgruben, Sprung- und Wurfgeräten vorgefunden.

Dafür hatte er seinen Bruder mit einer erstaunlichen Veranlagung für sämtliche Zweige der Leichtathletik überrascht, in denen er, nicht zuletzt infolge seiner stark verbesserten Lauftechnik, so gute Anfangsleistungen zeigte, daß sich in Robert sofort ein längst gehegter Plan festigte:

Was schon bei den alten Griechen, den sportlichen Vorbildern unserer Zeit, als höchste Ehre galt, was auch Robert stets als würdigste Dokumentierung sportlichen Könnens erschienen war — die Meisterschaft der Meisterschaften — sollte Eppo erringen: Weltmeister im Zehnkampf sollte er sich einmal nennen! — Es war kein geringes Ziel, das Roberts Ehrgeiz sich und Eppo setzte! — — —

(Fortsetzung folgt.)

Schillerfalter.

Skizze von Frida Schanz.

Als Roderich Gundrat seine Neunbase Gisela zum erstenmal richtig kennen lernte, verspürte er eine angenehme Enttäuschung. Daß sie so besonders war, so strahlend lebendig, hatte seine Mutter ihm nicht gesagt. Das ist ja ein Prachtmädel, dachte er. Aus lauter praktischen Rücksichten hatte seine gute Mutter ihn immer wieder gedrängt, die Freunde am anderen Ende des Thüringer Waldes einmal aufzusuchen, sich die erwachsene Tochter einmal „anzusehen", vielleicht eine Verbindung herbei zu führen. Nicht nur zwischen ihm und ihr. Die beiden Fabriken hatten zu Lebzeiten der Besitzer, der beiden Kommerzienräte, Hand in Hand gearbeitet. Zwischen den Witwen, den einstigen Pflegeschwestern und besten Freundinnen, war dann, wohl durch Schuld der beiderseitigen Geschäftsführer, eine Spannung eingetreten. Die Gedanken von Roderichs Mutter hatten weite Sicht. Sie wünschte und plante, seit sie einmal eine lange Zugstrecke mit der heranwachsenden Gisela gefahren war, mehr als sie laut sagte. Jedenfalls sollte Roderich einen geschäftlichen Vorwand benutzen und zwischen den beiden einst so eng befreundeten Häusern eine Brücke schlagen. Vorsichtig, mit zarten, sauberen Farben, malte sie ihm dabei Giselas Bild: blond, ruhig-schön, sehr wohlerzogen. Aus der Kinderzeit her hatte Roderich so eine brave stille Gisela auch selbst noch im Gedächtnis.

Welche Überraschung, als die Neunbase kurz vor dem Abendessen, zu dem er nach befriedigenden geschäftlichen Abschlüssen sehr warm und herzlich eingeladen worden war, heiß von einer Tennispartie ins Zimmer trat.

Einen Augenblick sah sie drein, als hätte sie sich vor dem fremden Gast lieber geordneter, lieber im regelrechten Abendkleid, mausglatt frisiert, sehen lassen als so im kurzen Sportkittel, mit vom Winde lockig gekämmtem Haar.

Aber Roderichs erster Blick mußte ihr sagen, daß sie ihm gerade so gefiel.

Sie fing den Blick auf, und es war in einem Augenblick hin und her ein seltsames Zünden. Mit viel Necken und Lachen wurde die alte Kinderfreundschaft wieder aufgenommen.

Plänkelnd und neckend, oft in einem zündenden Einanderverstehen gemeinsam hell auflachend, brachten die beiden jungen Menschenkinder den Abend zu. Aus beiden weckte Laune und Lebenslust, schimmernde, sprühende Feuerwerksspiele.

Gisela ließ sich erzählen und erzählte. Ein Fasanenvolk, Henne und zehn Küchlein, hatte sie am Morgen vor den Mähern gerettet. In einem unbenutzten Briefkasten an einer Mauertür des kleinen Parks wußte sie ein Meisennest. Sprudelnd voll Lebhaftigkeit und Glück wußte sie das zu berichten. „Man muß sie nicht nur erzählen hören, man muß sie erzählen sehen", dachte Roderich. Sein Herz schlug froh, sommerwarm. Aus dem Heute freute er sich schon still auf morgen. Nach kurzer Verständigung mit ihrer Mutter hatte Gisela ihn zu einer Wagenfahrt durch den schönsten Teil des Thüringerwaldes eingeladen. Ein kleiner neugekaufter Kraftwagen sollte vom alten Chauffeur zum ersten Male eingefahren werden. —

Auch Gisela freute sich auf diese Fahrt. Aber nicht mehr unbefangen. Als die Lichter im Hause verlöscht waren, fand sie auf einmal, sie freue sich zu stark und sehr. Nie im Leben hatte sie alle Lichter ihres Herzens so rasch für einen Menschen angebrannt. Ein wiederholtes eigenartiges Anlächeln ihrer Mutter fiel ihr ein. Sah die in ihrem fröhlichen Zusammenfinden mit Roderich mehr, als sie selbst darin gesehen? Und glaubte die Mutter die Wünsche der Tochter mit den ihren eins? Glühend heiß überdachte es Gisela. Eine Hemmung, eine feine schauernde Durchkältung, war auf einmal in ihr.

Die lag, als Gisela am sehr frühen anderen Morgen im roten Fahrmantel und runder Reisekappe aus dem Haustor an den Wagen trat, deutlich lesbar in den Augen des Mädchens über dem schmalen Gesicht.

Roderich fühlte mehr als Begeisterung in sich. Bei seinem frühen Frühstück im kleinen Gasthof hatte er mit jedem Gedanken an dieses reizvolle Bäschen gedacht.

Wo war in dieser Morgenfrühe aber der bewunderte Reiz? Fein und vornehm genug sah sie aus, aber doch sprach aus ihrem Wesen und Aussehen heute früh kein Hauch zu seinem Herzen. So seltsam schön meinte er sie gestern abend gesehen zu haben. Nun war's, als sei etwas Unbestimmbares, Zauberhaftes weggestrichen, ausgelöscht. Sein erster Blick auf sie, sein erstes Wahrnehmen der Veränderung war hauchloser Schmerz, Enttäuschung. Wie rauhe Morgenkühle, für Gisela merklich spürbar. Noch strenger zog sie sich in sich selbst zurück. Alltäglich wurden ihre Worte, immer seltsamer verändert, immer farbloser erschien ihr Wesen dem sich aus seinem ersten schönen Herzenstraum reißenden Mann.

Sich immer mehr entfremdend fuhren die beiden jungen Menschen durch den Wald. Wohl wollten die beiden mit Bewußtsein den Heimatzauber trinkenden Herzen jauchzen. Aber Laune und Stimmung waren wie in tausend unsichtbare Schlingen verfangen. Unsicher, fast vorsichtig, brauchte Roderich das gestern noch so fröhliche Du. Aus Giselas Reden und Antworten war es ganz gestrichen. Kühl, ernst, gehalten, mit leisen Empfindlichkeiten gemischt, ging das Gespräch hin und her.

Da verlangsamte an einer feuchten Senkung der uralten Waldlandstraße der Chauffeur auf einmal die Fahrt.

„Da gibt's was zu sehen. Das müssen ihrer ein paar tausend sein!"

„Was denn?" forschte Gisela, lebhaft vom Sitz in die Höhe schnellend.

„Nu — doch Schmetterlinge!"

Einen hellen Ruf, fast einen Schrei der Freude, stieß Gisela aus. „Himmel — ja! Schillerfalter! Diese Masse! Das ist doch zu entzückend! Kommen Sie, Roderich, wir steigen aus!"

Sie taten's. Was sich ihren Blicken da darbot, war reizend. Die Ränder der sonnenbeschienenen tiefen, nassen Wagenfurchen in der kleinen Bodensenkung waren von saugenden, schwarzvioletten Schmetterlingen dicht besetzt. Ein einziges zartbewegtes dunkelbuntes Perlmutterschillern blitzte in der Sonne.

„Nein, nein! Ist das schön! Ist das schön!" In glückseliger Aufregung sprudelte es Gisela heraus. „Schau doch, schau doch" — das „Sie" war augenblicklich total vergessen — „dieses Gedrängel, dieses Gewuschel von Schmetterlingen! Und so sanft, so leicht und leise. Keiner tut dem andern weh." — Ungehemmt leuchtete sie in ihrer Schmetterlingsbegeisterung Roderich an.

Eine Wolke von Faltern stob jetzt auf. Das irisierende Schwarz der seidigen Mäntelchen schillerte im süßesten

Veilchenblau. Ein sich lockender loser Schwarm flatterte um Giselas Mantel wie um eine rote Blume.

„Sieh doch dieses Farbenspiel, dieses dunkelgoldene, grünlila Funkeln!“ —

Sie fuhren weiter. Wie auf Verabredung hatte sich auch der ganze Falterschwarm nach dem Waldrande aufgemacht.

„Hattest du Spaß daran?“ funkelte Gisela ihren Nachbar an.

Er lachte. „Großen Spaß! Noch größeren aber an dir.“

„Wieso?“

Er hielt ihre Hand in der seinen und sah sie ein Weilchen stillbesinnlich an. „Gisela“, sagte er dann. „Was war heute morgen eigentlich los mit dir? Was hattest du?“

Sie sah vor sich hin. „Ja, was war los?“

Er fuhr fort. „Dieser Glanz gestern abend . . . Das war ja, als gehörten wir zusammen, von Stunde mehr wie ein Freundes-, wie ein Liebespaar!“

Sie nickte. „Ja, und so kann's gehen. So wie du mich gestern abend sahst, bin ich kaum. Hinterher war ich mir deshalb gar nicht recht. Wie ich mich heute früh verhielt, das ist sehr viel mehr mein Wesen, matt — langweilig — stu — —“

Er hätte am liebsten aufgejauchzt. „Und dann wieder von so funkelnder Schönheit —“

Zu ernst aber meinte Gisela es mit ihrer Selbstkritik, dem ehrlichen Zergliedern ihres Wesens vor diesem frischen, natürlichen Menschen, der ihr so sehr gefiel. Was dabei herauskam, war für beide ersprießlich. Roderich fing auch ihre andere Hand. Er warb nicht mit klaren Worten, machte keinen Antrag. Auch ohne das machte ihr beiderseitiges Schicksalsmoment sie eins.

Das erste Wort, das sie nach einem Kuß aus seinem frohen Mund hörte, war: „Mein Schillerfalter! Du mein geliebter Schillerfalter!“

Vom Nachtwächter zum dreihundertfachen Millionär.

Vor einigen Tagen ist in Shanghai ein Mann gestorben, der mit Recht der Rockefeller des Orients genannt worden ist. Vier Milliarden Dinar Vermögen hat er hinterlassen und sein Immobilienbesitz, seine ungeheuren Liegenschaften, sind gar nicht abzuschätzen.

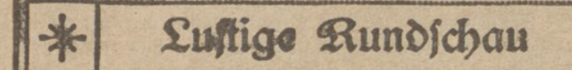
Der Lebensweg des verstorbenen Multimillionärs ist phantastisch wie ein Abenteuerroman gewesen. Hardoon entstammte einer ganz armen Familie, er war in Bagdad als Sohn eines Krämers geboren. Schon im zarten Alter kam der Knabe nach Indien, und dort wurde er als Lehrling in verschiedenen Geschäften herumgestoßen. Mit zwanzig Jahren wanderte er nach China aus, weil er sonst keine Möglichkeit sah, sein Leben zu fristen. Er begann als Nachtwächter in einem Warenhaus und selbstverständlich war sein Lohn sehr gering. Aber Hardoon war unendlich sparsam, ja sogar geizig. Er legte Cent auf Cent, bis er schließlich eine kleine Summe erspart hatte. Damit eröffnete er selbst einen kleinen Laden, aber das Geschäft ging nicht, und er verlor seine Spargroschen. Da kam ihm das Glück zu Hilfe. In einer Lotterie gewann er eine kleine Summe und mit dieser spekulierte er an der Börse, gewann ein kleines Vermögen. Er kaufte nun Terrains, besonders solche, die in der Nähe des Fremdenviertels lagen. Der Wert dieser Grundstücke stieg unaufhörlich, und jeden Gewinn benutzte Hardoon dazu, neue Grundstücke zu kaufen. Vierzig Jahre lang betrieb er dieses Geschäft, bis er schließlich der reichste Mann Chinas war.

Aber Hardoon war nicht restlos glücklich. Wohl lebte er in glücklicher Ehe mit einer jungen Chinesin, aber die Ehe blieb kinderlos. Was nützte dem Millionär sein Vermögen, was nützte es ihm, daß er 900 Diener beschäftigte, 10 Villen und 150 Häuser besaß, daß er ein märchenhaftes Vermögen sein eigen nannte, wenn ihm sein Herzenswunsch versagt blieb, nämlich der, einen Erben zu haben? Aber schließlich fand sich der Krösus mit seinem Geschick ab und im Laufe der Jahre adoptierte er elf Knaben, die nunmehr einen Teil des Vermögens geerbt haben. Der größte Teil des Erbes aber fällt wohltätigen Zwecken zu. Es bleibt jedoch für die Adoptivsöhne noch immer genug übrig, so daß sie für ihr ganzes Leben versorgt sind.

Der sonst so nüchterne Geschäftsmann hatte für sein Begräbnis ganz romantische Bestimmungen getroffen. Er wollte nicht auf einem Friedhof beerdigt sein, sondern im Garten seines Palais. Dort hatte er bei Lebzeiten vor vielen Jahren einen Baum gepflanzt, unter dem er jeden Tag zu sitzen pflegte. Unter diesem Baum mußte auch das Grab des Millionärs aufgeworfen werden, dort wollte er zur ewigen Ruhe gebettet sein. In einem einfachen Sarg aus Eichenholz wurde der Millionär nach seinem Wunsch beigesetzt, und nur seine elf Adoptivsöhne durften der Leichenfeier beiwohnen. Hardoon hat ausdrücklich bestimmt, daß ihm kein Grabdenkmal errichtet werden dürfe, denn keine Tafel soll verkünden, wo er zum letzten Schlummer ausruht. In seinem Testament äußert er die Ansicht, daß diejenigen, die ihm im Leben nahestanden, sein Grab auch finden werden, wenn kein Monument seine Ruhestätte bezeichnet.

Bunte Chronik

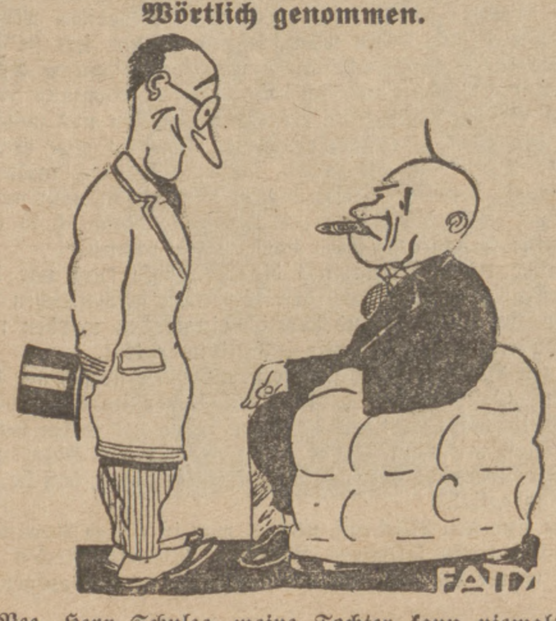
*** Alle 20 Minuten ein Buch in Deutschland.** Wer die Wahl hat, hat die Qual. Dieses Sprichwortes wird man sich jedesmal bewußt, wenn man einen Buchladen betritt, denn täglich kommen neue Werke heraus, und zwar in solcher Fülle, daß man schon von einer Überschwemmung reden darf. In Deutschland erscheinen Tag für Tag 75 neue Bücher, das heißt also, daß alle 20 Minuten ein Buch herauskommt. Jährlich bringen die Deutschen Verlage beinah 28 000 Bücher auf den Markt und stehen damit bei weitem an der Spitze aller Völker der Erde. An erster Stelle befindet sich immer noch die schöne Literatur mit etwa 4000 Neuerscheinungen vor den Schulbüchern. Leider schädigen derartige Büchermassen den Gesamtmarkt und drücken auf die Auflageziffern der einzelnen Bücher, weil der Käufer durch die Qual der Wahl verwirrt wird und diese Verwirrung dazu beiträgt, die Klagen der Verleger und Sortimenter über immer stärkeren Rückgang des Umsatzes gerechtfertigt erscheinen zu lassen.





Lustige Rundschau

Wörtlich genommen.



„Nee, Herr Schulze, meine Tochter kann niemals die Ihre werden!“

„Hm! Ich will sie ja auch nicht als Tochter haben, sondern als Frau!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.